

Stellungnahme des ATK

(Arbeitskreis Theologie und Katechese)

2.10

zu

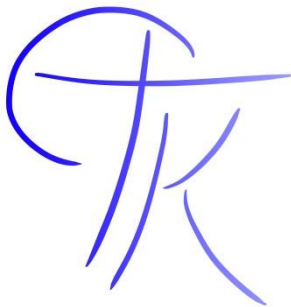
Gott mit neuen Augen sehen

Wege zur Erstkommunion

- Familienbuch
- Für die Kindertreffen – Leitfaden
- Für das Leitungsteam und die Elterntreffen – Leitfaden

Kösel-Verlag München 2012

Bewertung:
Trotz einiger sehr guter Einzelinhalte überwiegend negativ



Gott mit neuen Augen sehen

Wege zur Erstkommunion

Familienbuch:

Völlig überarbeitete Neuausgabe

Albert Biesinger, Herbert Bendel, Barbara Berger, David Biesinger, Jörn Hauf,
Mascha Greune, Norbert M. Becker, Frank Barrois

ISBN 978-3-466-36915-7

Für die Kindertreffen – Leitfaden

Völlig überarbeitete Neuausgabe

Albert Biesinger, Herbert Bendel, Barbara Berger, David Biesinger, Jörn Hauf,
Mascha Greune, Norbert M. Becker, Frank Barrois

ISBN: 978-3-466-36916-4

Für das Leitungsteam und die Elterntreffen – Leitfaden

Völlig neu bearbeitete Neuausgabe

Aktualisierung und Bearbeitung: Albert Biesinger, Reinhold Boschki, Jörn Hauf

Unter Mitarbeit in den vergangenen Ausgaben von Herbert Bendel, David Biesinger, Joachim Schmidt

ISBN: 978-3-466-36917-1

Wir folgen bei unserer Bewertung dem Text des *Familienbuches* und ergänzen unsere Bemerkungen dazu an einigen Stellen durch einen Blick auf die Darstellung desselben Themas in den beiden anderen Bänden.

Zum Einstiegsteil

Sehr gut gefällt uns die befolgte Methode, den Kommunionweg als Familienkatechese zu gestalten (8-14; 18); dass die Eltern sich dabei in Gruppen treffen und von Gemeindemitarbeiter(inne)n begleitet werden sollen (20f).

Inhaltlich wird gleich in diesem Einleitungsteil deutlich, dass das *Gebet* in den Eltern- und Kindergruppen eine bedeutsame Rolle spielen und zu einer Praxis gemeinsamen Betens in den Familien führen soll (25). Zu dieser Stelle meinen wir lediglich, dass Beten nicht nur „eine besonders intensive Art“ ist, unsere „Beziehung mit Gott auszudrücken“, sondern vor allem, diese Beziehung zu *verwirklichen* und zu *leben*. Sehr einfach und sehr gut finden wir die Anleitung zum Gebet auf S. 39.

Gut finden wir, dass von S. 30 bis 47 vielfältige Impulse zum Gespräch in den Familien und in den Kindergruppen angeboten werden. Die meisten dieser Impulse können wir positiv bewerten. Fragen haben wir lediglich zu S. 33, wo jeder bei einem Familienspiel auf Zettel schreiben und herumreichen soll, was er an den anderen Familienmitgliedern „toll findet“ und was ihm an dem/der Betreffenden „nicht so gefällt“. Müssen das unbedingt alle Beteiligten mögen? Oder wenn es bei dem Spiel für die Kinder auf S. 34 heißt: „Bastle für deine beste Freundin oder deinen besten Freund ein kleines Geschenk ...“ – können damit nicht Kinder bloßgestellt werden, die keine Freunde haben? Können nicht andere bitter darunter leiden, dass sie von einer bestimmten Person nicht, wie sie meinten, als der beste Freund/die beste Freundin, sondern lediglich der/die zweitbeste eingestuft werden? Freundschaftsbeziehungen sollten als ein privates Heiligtum der jeweils betroffenen Einzelpersonen gelten, in das keinerlei Art von Gruppe sich einzumischen hat.

Zum Thema „Zweifel“ gegenüber Glaubenswahrheiten meinen wir, dass man, wo solche spontan geäußert werden, darüber reden und den davon Betroffenen helfen sollte, sie zu überwinden; dass solche jedoch nicht suggeriert werden sollten, wie es S. 20 oben geschieht. „Fragen und Zweifel“ ließen sich in dem dort gegebenen Kontext sinnvoll durch „kritische Fragen und Probleme“

ersetzen. Auf S. 28 dagegen ließe sich die verwunderliche Wortschöpfung „Gott entgegenzweifeln“ ohne Verlust ersatzlos streichen.

Zusätzlich zu den benannten Inhalten klingen in diesem Einleitungsteil zwei der Hauptthemen der Eucharistielehre an, die uns im weiteren Verlauf des Kurses und seiner Beurteilung besonders beschäftigen sollen. Einmal heißt es auf S. 18: „... die Familie geht mit der Gemeinde zur Kommunion!“ Von den Bedingungen eines erlaubten Empfanges, die spätestens seit dem 1. Korintherbrief des hl. Paulus (5,9-13; 11,26-29) bekannt sind und von der kirchlichen Tradition (unter Abschwächung) weitervermittelt wurden, ist nicht die Rede.

Das, was in der Eucharistiefeyer geschieht, wird S. 15 (links unten) mit der Kurzformel „Empfangen/Danken“ zum Ausdruck gebracht. Kenner der Materie werden fragen, welches „Empfangen“ wohl gemeint sein kann. Doch wohl nicht der Empfang der Kommunion, denn dann müsste „Danken“ an erster Stelle stehen, da die Kommunion ja erst als Folge des vollzogenen Hochgebetes geschehen kann, das das höchste aller Dank- und Lobpreisgebete darstellt. Zudem *fehlt* das Stichwort „Opfer“ – und dieser Mangel wird auch im weiteren Verlauf des Kurses nicht wirklich wettgemacht.

Nicht weniger verwunderlich erscheint die Aussage von S. 20 zu der Frage, „... was Brot und Wein beim Mahl der Eucharistie bedeuten“. Der Leser oder Hörer muss zurückfragen: Sollen sie nur etwas anderes als Brot und Wein *bedeuten* und nicht auch vom Augenblick der Konsekration an etwas anderes *sein*, nämlich Leib und Blut Christi? Denn genau so lehrt es die auf dem Neuen Testament gründende kirchliche Glaubensüberlieferung – und dieser wurde vom Trienter Konzil (1545-1563) bezüglich der beiden genannten Punkte der höchstmögliche Verbindlichkeitsgrad zuerkannt¹.

Eckdaten der hinsichtlich der Eucharistie zu vermittelnden Lehre sind daher ihr Opfercharakter sowie die Wandlung der Gaben von Brot und Wein. Aus Letzterer ergibt sich die wahre Gegenwart von Leib und Blut Christi unter den Gestalten von Brot und Wein – und diese Gegenwart dauert so lange, wie wenigstens eine der beiden Gestalten vorhanden ist.

¹ Kanones über das Sakrament der Eucharistie, 1-6; Kanones über das Messopfer, 1-4 (H. Denzinger, P. Hünermann, Kompendium ..., ³⁷1991, 530-535; 566).

Das ist demnach der Kern der Lehre, die in einer Erstkommunionkatechese in einer für Eltern und Kinder soweit wie möglich verständlichen Weise zu vermitteln ist und der auf keinen Fall durch irgendwelche anderweitige Aussagen eines Kurses widersprochen werden darf. Unter diesem Gesichtspunkt wird darum das hier zur Frage stehende Werk in erster Linie zu prüfen sein.

Interreligiöse Kinderfreizeit

Im Unterschied zu allen uns bisher bekannten Erstkommunionkursen versucht dieser allen Ernstes, sein Thema *im interreligiösen Vergleich* darzustellen (48-71). Bei aller grundsätzlichen Kritik, die einem solchen Versuch gegenüber zu äußern sein wird, sollen zunächst einige Einzelaussagen aus dem betreffenden Teil des Buches benannt werden, die unseres Erachtens eine positive Bewertung verdienen:

- Die Hinführung zum Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi (53);
- Der Mensch als Ebenbild Gottes (53);
- Die Warnung vor ungerechter Verdächtigung (64f);
- Jesus als „Sohn Gottes“ und „aus dem Tod auferweckt“ (79).

Angesichts dieses Bekenntnisses zur Gottessohnschaft wundert es uns, dass in dem Werk nahezu ausschließlich von Auferweckung und kaum jemals von Auferstehung die Rede ist.

Sehr gut finden wir die Behandlung des Themas vom „Schatz im Acker“ als Bild für das „Reich Gottes“ (80), die anschließende Anleitung zur Bibelarbeit (81) und zur praktischen Umsetzung des Wortes Gottes im eigenen Leben (82f); die Hinführung zum Gebet, als „Antenne auf Gott hin“ (84); zum Vaterunser, auch „als Tischgebet“ oder „als gemeinsames Morgen- oder Abendgebet“ (85f); und die Empfehlung an die Eltern, ihre Kinder zu segnen (87).

Weitaus kritischer müssen wir demgegenüber die Darstellung der Hauptthematik des betreffenden Buchteils beurteilen. Die interreligiöse Gesprächssituation wird hergestellt durch eine Geschichte von einer katholischen Ferienfreizeit für Kinder von 8 bis 9 Jahren, an der außer katholischen Jungen und Mädchen auch eine Muslimin und ein Jude teilnehmen – und überdies noch ein waschechter Atheist! Letzterer erfährt allerdings seitens der Autoren eine ganz üble Behandlung, indem er als gesellschaftlich unangepasster Snob geschildert wird und dabei auch seine Eltern einiges mit abbekommen: „Svens Mutter hat

immer die feinsten Kleider an. Sein Papa verdient ganz viel Geld. Aber er hat leider nie Zeit für Sven. Dafür hat Sven immer die neusten Sachen. Sven ist klug, aber die meisten mögen ihn nicht, weil er immer so cool tut ...“ (48). Wie das wohl auf Eltern wirken mag, die ebenfalls viel Geld verdienen und teure Kleider tragen? Oder auf kritische Eltern, die feststellen, dass die Diskussion zwischen Atheisten und Gottgläubigen eine Gruppe von Kindern des vorausgesetzten Alters überfordert und die Autoren wohl deswegen keinen anderen Weg gefunden haben, um die atheistische Position zurückzuweisen, als deren einzigen Vertreter menschlich zu diskreditieren (48.68f).

Zur Vielfalt der Religionen heißt es, diese lasse erkennen, „dass Gott die Menschen auf verschiedenen Wegen zu sich ruft“ (51). Das ist auf jeden Fall missverständlich. Denn es ist zu fragen, ob das Gesagte grundsätzlich gilt, weil Gott es von Anfang an und für die gesamte Dauer der Menschheitsgeschichte so gewollt hat oder ob der universale Missionsbefehl Jesu nicht dazu führen soll, dass möglichst alle Menschen ihn auch für sich selbst als „den Weg und die Wahrheit und das Leben“ erkennen sollen (vgl. Joh 14, 6). Damit würden sie ihn dann auch als die *Erfüllung* dessen erkennen, wonach sie selbst und ihre Vorfahren sich in den aus der Menschheit heraus erwachsenen Religionen gesehnt haben, und umso mehr als die Erfüllung dessen, wonach sich das erstewählte Volk in seiner wechsellvollen Geschichte mit Gott gesehnt hat.

Von daher kann es nicht angehen, dort, wo in dem Buch die eben zitierte Stelle aus dem Johannesevangelium abgedruckt wird, das Bibelwort weit überragend drei in unterschiedliche Richtungen weisende Straßenschilder abzubilden: „Jüdische Gemeinde“ – „Muslimische Gemeinde“ – „Christliche Gemeinde“ (61).

Auf der Seite davor wird das Apostolische Glaubensbekenntnis abgedruckt und dazu aufgefordert, es auswendig zu lernen. Darüber jedoch steht als Kommentar zu den erwähnten Straßenschildern, dass die verschiedenen Religionen unterschiedliche Antworten auf die großen Fragen des Lebens geben: „Sie sind wie verschiedene Wegweiser zu Gott ... Wie bei allen Wegweisern ... ist es wichtig, dass man sich früher oder später für einen Weg entscheidet.“ Damit wird religiöser Indifferentismus gelehrt – und nebenher, für einen eiligen Leser kaum merklich, auch konfessioneller Indifferentismus, denn es wird, bezüglich des Christentums, lediglich auf eine „christliche Gemeinde“ hingewiesen. Eine solche aber existiert konkret und faktisch nur als katholische Gemeinde oder

als eine der nahezu unzähligen nichtkatholischen Gemeinden unterschiedlicher Bekenntnisse und Kirchengemeinschaften.

Der Eindruck von Indifferentismus wird verstärkt durch die imposante Abbildung eines Mandalas, vorgestellt als „Weg ins Licht“ (59). Zum entsprechenden Stichwort heißt es im *Lexikon für Theologie und Kirche* (Bd. 6, 1997, Spalte 1263): (Das Mandala) „dient im tantrischen Hinduismus und Buddhismus der Meditation und Initiation. Als Abbild des Kosmos symbolisiert es die Gegenwart von Gottheiten, Buddhas und übernatürlichen Kräften ... und dient zur Identifikation mit der zentralen Gottheit ...“; mit anderen Worten: Es ist eine Hinführung zum Götzendienst.

Bestätigt wird die Feststellung von Indifferentismus durch einen Blick in den Band „Für die Kindertreffen“. Zu S. 60-63 des Familienbuches wird dort Ephraim Lessings Ringparabel angeführt (75), die mit der Behauptung des weisen Nathan endet: Genauso wenig, wie man die drei Ringe der Parabel hätte unterscheiden können, vermöchten wir Menschen festzustellen, „welcher Glaube der richtige ist“.

Die Autoren untermauern ihre Sicht der Religionen durch Anführen eines Abschnitts aus der entsprechenden Erklärung „Nostra aetate“ des 2. *Vatikanischen Konzils* (Familienbuch, 63). Die dabei vorgenommene Paraphrasierung lässt den Sinn des Textes (aus Nr. 2,2 und 5,1-3 der Erklärung; Ausgabe Peter Hünermann, ³2012, 357.361f) durchweg bestehen. Dennoch wäre es wichtig, in Nr. 2,2, nach der Bezeugung der Hochachtung der Kirche gegenüber manchen „Handlungs- und Lebensweisen, Vorschriften und Lehren“ anderer Religionen, noch den nachfolgenden Satz hinzuzufügen: „Unablässig aber verkündet sie und ist sie gehalten zu verkünden Christus ..., in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden ...“

Vor allem aber wäre auf Nr. 14 der Dogmatischen Konstitution „Lumen gentium“ desselben Konzils zu verweisen, in der die katholische Kirche, „gestützt auf die Heilige Schrift und die Überlieferung“, von sich selbst erklärt, „dass diese pilgernde Kirche *zum Heil notwendig* ist ... Darum könnten jene Menschen *nicht gerettet werden*, die sehr wohl wissen, dass die katholische Kirche von Gott durch Jesus Christus als eine notwendige gegründet wurde, jedoch nicht entweder in sie eintreten oder in ihr ausharren wollen“ (Hünermann, 97; Hervorhebung von uns).

Widersprüchlich erscheinen in derselben Beziehung die Aussagen von S. 70. In Bezug auf Gott heißt es dort einerseits: „Wir sind ein Teil von ihm, wir gehören immer zu ihm“ (sic). Das ist ein Bekenntnis zum Pantheismus, d. h. zu jener Lehre, nach der Gott identisch wäre mit dem Weltall und damit seiner nicht bewusst, kein Gesprächspartner, kein Liebes- und Bundespartner für den Menschen. Unter dem Strich kommt eine solche Auffassung auf dasselbe heraus wie der im Vergleich dazu ehrlicher erscheinende Atheismus des Sven.

Auf der folgenden Seite, in der Fortsetzung desselben Textes, heißt es dann von Jesus: „Er ist für uns Gottes Sohn“. Im gegebenen Zusammenhang müsste man die Autoren fragen: Ist er eurer festen Überzeugung nach *schlechthin und in sich* Gottes Sohn – oder ist er es „für euch“ nur deshalb, weil ihr euch zwischen den Religionen meintet aus praktischen Gründen für eine davon entscheiden zu müssen, da ihr ja, zusammen mit Nathan dem Weisen, der Meinung seid, dass niemand wirklich erkennen kann, welche Religion die wahre sei oder ob es überhaupt eine solche gibt? Angesichts des vorher Gesagten kann logischerweise nur die zweite Alternative zutreffen – und die ist, wie gezeigt, unvereinbar mit der verbindlichen Lehre der katholischen Kirche über Christus und über sich selbst als die von ihm gestiftete und mit der Weltmission beauftragte Kirche.

Zur Begründung dieser kirchlichen Lehre ist außer der erwähnten Stelle Johannes 14, 6 auf das „interreligiöse“ *Gespräch Jesu mit der Samariterin am Brunnen* zu verweisen. Er ist vollkommen offen für sie, ihre Person, ihre Reaktionen, ihre Lebensgeschichte, ihre Fragen – aber hinsichtlich der Religionen äußert er seine Position ganz unverblümt: „Ihr (Samariter) betet an, was ihr nicht kennt, wir (Juden) beten an, was wir kennen; denn das Heil kommt von den Juden“ (Joh 4, 22). Und für die junge Kirche, nach der Auferstehung Jesu und der Geistsendung, hat Petrus zu diesem Thema alles Nötige unmissverständlich verkündet: „In keinem anderen Namen (als dem Namen Jesu) ist das Heil zu finden. Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen“ (Apg 4, 12).

In demselben Buchteil ist vom künftigen ewigen Leben bei Gott in einer Weise die Rede, dass man den Eindruck gewinnt, nach dem Dafürhalten der Autoren werde ein solches Leben von Jesus und der Bibel allen Menschen in Aussicht gestellt, einerlei wie sie gelebt haben und gestorben sind (Familienbuch, 56-59; 71, links oben). So verbreitet eine solche Meinung seit etwa den siebziger Jahren auch ist – ihr stehen zahlreiche Worte und Gleichnisse Jesu entgegen.

Eines dieser Worte zitieren die Autoren selbst (gleich zweimal!) S. 77 (Mk 10,13-16). Seine zumindest ebenso deutliche Gerichtsrede (Mt 25,31-46) führen sie nur zur Hälfte an (S. 42), so dass der zweite („anstößige“) Teil entfällt. Doch damit ist er nicht aus der Welt geschafft!

Von S. 57 bis S. 59 (unten) wird undifferenziert vom Fortleben der Seele nach dem Tod und von der Auferstehung der Toten bei der Wiederkunft Jesu gesprochen. Gewiss, einer weit verbreiteten „Sprachregelung“ entsprechend wird das Wort „Seele“ gemieden, das damit Gemeinte findet sich jedoch sehr wohl S. 56 unten: „Wir brauchen keine Angst zu haben, auch wenn wir nicht mehr in unserem Körper weiterleben werden ...“ Dann aber geht es ohne deutliche Unterscheidung weiter mit dem Text 1 Korinther 15, 35ff, über die Auferstehung der Toten, samt Vergleichen dazu aus der Natur. Damit wird die ebenfalls verbreitete Ansicht nahegelegt, wonach die „Auferstehung“ des Leibes identisch wäre mit der Beseligung der Seele nach dem Tod. Diese Theorie kann jedoch nicht akzeptiert werden. Denn würde sie zutreffen, dann wäre auch Jesus vom Kreuz weg „auferstanden“, und sein Leichnam wäre wie der aller übrigen Menschen im Grab verwest. Damit wäre seine „Auferstehung“ aus unserer materiellen Welt hinausgeschafft in den Raum theologischer Phantasie. Die biblischen Zeugnisse dagegen besagen deutlich, dass dem nicht so war. Das leere Grab war gewiss für sich allein noch kein Beweis der Auferstehung, wohl aber *eine notwendige Voraussetzung* ihrer Feststellung, Anerkennung und Verkündigung.

Der Band „Für das Leitungsteam“ bringt zu einigen der vorgenannten Themen die eine oder andere zusätzliche Angabe. Von der katholischen Dogmatik ist da die Rede, und diese wird gleichgestellt mit der „verbindliche(n) Glaubenslehre der Kirche“ (165). Gut gemeint, jedoch irrig! Denn in Wirklichkeit hat die katholische Dogmatik u. a. die Aufgabe, zwischen dem *zu unterscheiden*, was verbindliche Lehre der Kirche ist, was dieser lediglich mehr oder weniger nahesteht oder was nur vorherrschende Theologenmeinung ist.

Mit einem Vokabular, das der katholischen Dogmatik völlig fremd ist, folgt dann die Aussage, in dieser Dogmatik sei Jesus „Teil‘ der göttlichen Dreieinigkeit ... von Vater, Sohn und Heiliger Geist ...“ In Wirklichkeit kann von einem „Teil“ in Gott nicht die Rede sein, auch nicht zwischen Führungszeichen. Das Gemeinte wäre etwa so zu formulieren: Nach katholischer (und allgemeiner traditionell-christlicher Glaubenslehre) ist Gott nicht nur einmal Person, wie

ein jeder von uns Menschen, sondern dreifach Person: Vater, Sohn und Heiliger Geist.

In sehr guter Diktion ist hingegen einige Zeilen vorher von der *Auferstehung Jesu* die Rede: „Er stirbt am Kreuz, aber das Grab, in das man ihn gelegt hat, ist nach drei Tagen leer ... (M)it Kreuz und Grab ist nicht alles zu Ende. Es folgt die alleinige, wirkliche und souveräne Tat Gottes, die Auferweckung ... Alles Reden über Jesus von Nazareth ... ist vorsichtiges Herantasten und versuchsweises Verstehen der Auferstehung bzw. Auferweckung Jesu“ (164).

„In Brot und Wein mit Gott verbunden“

In dem so betitelten Teil des Familienbuches (90-109) finden wir die Anleitung zum Tischgebet (92-95; 99) gut – vieles andere dagegen in hohem Maße fragwürdig.

„Wenn wir an diesem Mahl (der Eucharistie) teilnehmen“, werden wir mit dem Tod und der Auferweckung Jesu „vertraut gemacht“, heißt es S. 90f; und: „Er gibt sich hin aus Liebe“ (91). Es wird nicht gesagt, *an wen* er sich hingibt (ähnlich auch 107). Es fällt *kein Wort vom Opfer*, weder im Alten Testament, noch am Kreuz, noch in der Eucharistiefeyer.

„Dabei verwandelt sich mit Brot und Wein unser ganzes Leben zu einem Leben in der Gewissheit, dass ...“ (91). Zu was „sich“ Brot und Wein verwandeln, wird nicht gesagt. Aufgrund der biblischen Texte, der gesamten katholischen Tradition und ihrer oben angeführten Deutung durch das Trienter Konzil wäre zu sagen, dass sie von Gott in Leib und Blut Jesu verwandelt (oder gewandelt) werden. Das aber scheinen die Autoren abwehren zu wollen, wenn sie schreiben: „Wandlung meint nichts Magisches“. Aber wenn der Schöpfergott sich offenbart, indem er die Verkündigung Jesu unter anderem durch die Brotvermehrung und die Verwandlung von Wasser in Wein bei der Hochzeit in Kana beglaubigt, dann können und müssen wir ihm zutrauen, dass er auch eine für uns nicht sinnlich wahrnehmbare Wandlung von Brot und Wein bewirken kann. Wenn er uns das offenbart, dann ist der Glaube daran berechtigt und geboten. Denn anders als einem Magier ist dem, der alles aus nichts erschaffen konnte, die Macht dazu zuzutrauen.

Ähnlich sind auch die Ausführungen zum Thema auf S. 103, 107 und 109 zu beurteilen. Der Versuch einer Gleichsetzung der Eucharistiefeyer mit der Brotbrechung in Emmaus (101) ist zurückzuweisen, u. a. weil dort keine Rede von

Wein ist und keine Rede davon, dass das Brot, das Jesus reicht, sein Leib sein soll. Brotvermehrung und Weinwunder in Kana erscheinen auch nicht im Band „Für das Leitungsteam“, dort wo zu Recht gesagt wird, dass Jesus Kranke und Besessene geheilt habe, damit „die Botschaft vom Reich Gottes glaubhaft ist ...“ (164). Auch dort, wo in demselben Band von „Realpräsenz“ die Rede ist (192), wird die entsprechende katholische Lehre nicht deutlicher ausgesagt als in den beiden anderen Bänden.

Zurückzuweisen ist schließlich die undifferenzierte Behauptung im „Familienbuch“, mit dem Reich Gottes, wie Jesus es verkündet hat, sei es „wie mit einem ... Festmahl, zu dem ohne Ausnahme alle dazugehören“, und „dass ich an seinen Tisch geladen bin – so wie ich bin“ (97). Gewiss gilt Letzteres hinsichtlich rein irdischer Gegebenheiten (arm/reich, gesund/krank, gelehrt/ungelehrt ...), nicht aber hinsichtlich der moralischen Haltung und Verfassung der Eingeladenen. Die Berufung auf den Besuch Jesu bei Zachäus (ebd. unten) ist in diesem Zusammenhang unberechtigt, denn dabei handelt es sich um einen Evangelisierungskontakt und keineswegs um die Eucharistiefeier. Vergessen wir nicht, dass hinsichtlich des finalen Zugangs zum Reich Gottes Jesus in einem seiner entsprechenden Gleichnisse einen ohne Hochzeitsgewand zu einer Hochzeitsfeier erschienenen Gast „hinaus in die äußerste Finsternis werfen“ lässt (Mt 22, 1-14).

Dieselbe Wahrheit geht aus der Bildrede vom Weinstock und den Reben hervor (Joh 15, 1-8). Dieser Text wird S. 102 angeführt: kindgerecht umformuliert – das ist grundsätzlich annehmbar; doch darüber hinaus aber auch „purgiert“, indem die beiden Stellen, die wehtun könnten, *ausgelassen* werden: dass Gott die fruchtbringenden Reben beschneidet, damit sie mehr Frucht bringen; und vor allem, dass die Glaubenden, die sich von Christus trennen und in diesem Zustand verharren, wie abgeschnittene Reben verdorren, ins Feuer geworfen und verbrannt werden. Das stört halt die Ideologie von wegen „alle, alle in den Himmel“, und deswegen muss es weg!

„Miteinander Kirche sein“

Zusätzlich zu diesem Titel finden sich auch in dem damit überschriebenen Buchteil (110-131) einige Passagen, die wir als gut bewerten können: einmal der Impulstext für ein persönliches Gebet der Kinder in den Tagen unmittelbar vor der Feier (116 unten); sehr gut die diskrete Hinführung zum Rosenkranzgebet durch einen Viertklässler aus Ghana (124) und daran anschließend die

Darstellung der Kirche als einer weltweiten Gemeinschaft (125-127). Ein guter Ton herrscht im Brief an die Eltern S. 110f, und vieles wird darin zutreffend gesagt. Zu wenig bedeutet es dagegen, wenn die Eucharistiefeier als „die Erinnerung an Jesus und die Vergegenwärtigung seines Lebens, seines Todes und seiner Auferweckung“ beschrieben wird (110). Sie ist vielmehr die *Gegenwärtigung* seines Todes und seiner Auferstehung und damit seines Kreuzesopfers. Das ist viel mehr, als dass wir uns ganz intensiv an Jesus und sein Mahl „erinnern“ und ihn „nicht vergessen“ (113).

Mehrfach bemühen sich die Autoren in diesem Teil auf gute Weise, Eltern und Kinder für eine regelmäßige Teilnahme an der Sonntagsmessefeier zu gewinnen. Das meiste von dem dabei Gesagten trifft zu – nicht ganz jedoch die Erklärung an die Eltern: „Jeden Sonntag sind Sie zum gemeinsamen Gottesdienst der Gemeinde eingeladen“ (111) – „... verbindlich eingeladen“ müsste es vielmehr heißen. Die Gründe für diese Verbindlichkeit wären darzulegen und die Frage zu erörtern, ob die Adressaten schon genügend mit dem Geschehen des Gottesdienstes vertraut sind und dessen Bedeutung erkannt haben, um eine solche Verbindlichkeit begreifen zu können.

Aus demselben Grund kann man zu den Kindern auch nicht ohne weiteren Kommentar sagen: „Ob ich die Einladung (zur Sonntagsmesse) annehme, entscheide ich selbst“ (116). Es wäre andererseits *auch* problematisch, ihnen schon im vorausgesetzten Alter zu sagen, dass sie vor Gott schuldig werden, wenn sie nicht hingehen. Denn sicher sind viele von ihnen zunächst nur dann überhaupt in der Lage, sinnvoll am Sonntagsgottesdienst teilzunehmen, wenn sie es an der Hand ihrer Eltern oder einer von ihnen gut akzeptierten Elternvertretung (z. B. einer intensiv religiösen Kindergruppe oder deren Leiter/-in) tun können. Diesen Gegebenheiten müsste in einem Wort an die Kinder zu diesem Thema unserer Meinung nach Rechnung getragen werden.

Weiteres kritisches Nachdenken zu dieser Frage kann zu der pastoralen Entscheidung führen, den Eltern *kurz vor der Einschulung ihrer Kinder* mitzuteilen, dass ab diesem Zeitpunkt in Verbindung mit dem Sonntagsgottesdienst die entferntere Vorbereitung auf die Erstkommunion beginnt und dass zur unmittelbaren Vorbereitung ab Beginn des dritten Schuljahres *nur solche Eltern und Kinder* eingeladen werden, die den Seelsorgern und ihren Mitarbeitern spätestens seit der Einschulung immer wieder als Teilnehmer der Sonntagsmesse begegnet sind. Als Konsequenz daraus müsste dann allerdings den Kindern ab dem Alter von elf bis zwölf eine jugendgemäße Hinführung zur Erstkommuni-

on, gegebenenfalls zusammen mit der Firmung, *unabhängig von den Eltern* angeboten werden.

Zum Messablauf und damit zusammenhängenden Fragen (132-159)

Schon im vorhergehenden Buchteil hatte es auf S. 132 geheißen, Jesus habe „seinen Jüngern beim letzten Abendmahl versprochen, dass er immer da sein wird, wenn sie sich an ihn erinnern und Brot und Wein teilen“. Das ist irreführend, denn die Eucharistiefeier ist, wie schon gesagt, nicht bloße „Erinnerung“, sondern Gedächtnis im Sinn von Gegenwärtigsetzung des Opfertodes Jesu; und man teilt dabei nicht Brot und Wein, sondern empfängt unter den Gestalten von Brot und Wein, die geteilt werden, den Leib und das Blut Christi.

Ähnlich ist auf S. 146 noch zweimal von bloßem „erinnern“ an ihn die Rede. Noch abwegiger erscheint die S. 154 (links oben) angegebene Begründung, warum Jesus vor seiner Verhaftung und Kreuzigung „nicht weggerannt“ ist: er hätte „bestimmt gewusst, dass er nur so erreicht, dass alle Menschen auf der Welt (wirklich? Alle?) noch heute von ihm erzählen“: Ein derart furchtbares Leiden demnach nur der „Publicity“ wegen? Was hier statt der verbindlichen biblischen und kirchlichen Deutung im Sinn eines Opfertodes geboten wird, kann sich als Konkurrenz dazu nicht besonders gut blicken lassen. Das scheint wohl auch wenigstens der eine oder andere unter den Autoren empfunden zu haben, denn in unmittelbarem Anschluss daran wird im Mund der Schülerin Paula zumindest eine Annäherung an die Deutung als Opfer nachgereicht: „Für uns Menschen ist er gestorben. Fast wie damals ein Opferlamm im Tempel. Da wurden nämlich Lämmer geschlachtet, weil die Menschen Gott mit diesen Tieren etwas besonders Wertvolles schenken wollten“. Doch diese Einfügung kommt zu spät und besagt zu wenig. Das Thema müsste als zentral im Alten Testament und von daher dann im Abendmahl in Verbindung mit dem Kreuzestod behandelt werden.

Direkt entgegengewirkt wird dagegen der feststehenden katholischen Lehre vom Kreuzestod Jesu und von der Eucharistiefeier als Opfergeschehen im Band „Für das Leitungsteam“: „Dass Gottes Sohn sich opfern musste, damit Gott den Menschen wieder wohlgesonnen sein konnte, ist eine irreführende, verzerrte Interpretation dessen, was mit Hingabe gemeint ist. Es ist vielmehr so, dass Jesus seine Botschaft vom Reich Gottes, seine Treue und Liebe zu Gott und den Menschen bis in den Tod und durch den Tod hindurch trägt und sich

damit den Menschen damals wie heute aus Liebe und in Freiheit hingegeben hat. Hingabe meint also etwas grundsätzlich anderes und viel Bedeutsameres als das Wort Opfer“ (193). Damit wird nicht nur der gesamten katholischen Tradition widersprochen, sondern auch der orthodoxen und, was den Kreuzestod betrifft, ebenso der reformatorischen.

Im Übrigen handelt es sich im zuletzt genannten Teil des Familienbuches um *Erklärungen zur Messliturgie*, von denen viele leider nicht ganz zutreffend sind.

Die Formulierung „Lied zum Kyrie“ (137 oben) erscheint nicht ganz passend; es handelt sich (dem abgedruckten Gesangstext nach korrekt) um an Christus gerichtete *Kyrie-Rufe*, nicht um ein „Lied“.

Der Druckfehler „Gloria Dei“ statt „Deo“ kommt leider zweimal vor: 138 und 177.

Inhaltlich gut erscheinen die Halleluja-Verse S. 141 – wobei auch diese sinnvoller so (und nicht als „Lied zum Halleluja“) bezeichnet würden.

„Liedruf zu den Fürbitten“ (145) ist als Bezeichnung korrekt, weniger dagegen der konkrete Text, der dafür angeboten wird: Von den drei Zeilen, die er umfasst, sprechen zwei von dem, was *wir Menschen* bewirken sollen; Fürbitten dagegen zielen auf das ab, was wir von *Gottes* Wirken erwarten. Aus demselben Grund gehört die Feststellung, „Wir können Gott helfen, ... etwas zu verändern ...“ (144), nicht an diese Stelle.

Das, was über das *Vortragen der Bitten* gesagt wird (ebd.), macht deutlich, dass die Autoren dafür den weitverbreiteten Modus voraussetzen: Acht- bis Neunjährige lesen von Erwachsenen redigierte Texte vor, die sie, die Kinder, mitunter gar nicht verstehen. Auf jeden Fall beweist eine langjährige Erfahrung, dass die wenigsten von ihnen dabei die richtige Betonung und die dem Sinn der Sätze entsprechende Wortgruppierung hinbekommen. Würden die Kinder dagegen von einer mitwirkenden Person oder vom Zelebranten liebevoll angesprochen und gefragt, welche Arten von Menschen sie vorschlagen möchten, für die besonders gebetet werden sollte, dann würden, wie die Erfahrung ebenfalls beweist, die dafür Aufzeigenden *spontan immer die richtige* Betonung und Wortgruppierung finden.

Völlig überflüssigerweise wird der bei der Messfeier zu gebrauchende Wein mystifiziert mit der Aussage, dass er „von einem besonderen Winzer“ herkomme (146). In Wirklichkeit wird dafür nichts anderes verlangt, als dass er

„vom Gewächs des Weinstocks“ stamme und „ohne Beimischung von Fremdstoffen“ sei².

Schlimmer erscheint demgegenüber, was über das zu verwendende Brot gesagt wird: „Das Brot sieht komisch aus – gar nicht wie das vom Bäcker.“ Das wird von den Autoren offenbar als irgendwie „interessant“ empfunden und durch eine Abbildung von drei schneeweißen Hostien unterstrichen (146). Die entsprechende Praxis scheint im Umkreis der Genannten noch immer unangefochten zu herrschen – obwohl sie spätestens seit 1975 durch das geltende Messbuch hochoffiziell in Frage gestellt ist: „Die Aussagekraft des Zeichens verlangt, dass man die Materie der Eucharistie tatsächlich als Speise erkennt. Daher soll das eucharistische Brot ... so beschaffen sein, dass der Priester ... (es) wirklich in mehrere Teile brechen kann, die er wenigstens einigen Gläubigen reicht“³. Wohl in den meisten Gemeinden unseres Sprachbereichs wurden aufgrund dessen seither die sehr dünnen weißen Hostien durch etwas festere und dunklere ersetzt, die dann doch schon eher nach Brot aussehen und deswegen als „Brothostien“ bezeichnet werden. Ob das alles an den Autoren vorbeigegangen ist?

Dabei wagen sie sich überdies in dem Band „Für das Leitungsteam“ hinsichtlich dieses Themas auch noch aufs historische Parkett mit der Behauptung: „Anfangs teilten die Christen noch ungesäuertes Brot miteinander“ (188). Die Forschung dagegen besagt: „Ursprünglich wurde (von den Christen) überall *das alltägliche, häusliche Brot* vom Markt oder aus den Gaben der Gläubigen genommen“. Ungesäuertes Brot wurde um 500 herum, zuerst bei den Syrern, dann bei den Armeniern und danach vom 8. bis 11. Jahrhundert fortschreitend im Abendland eingeführt⁴.

Den Eltern und Kindern verhehlen die Autoren die Bezeichnung der eucharistischen Brotscheiben nicht: Sie werden *Hostien* genannt⁵. Über Herkunft und Bedeutung dieses Wortes erfährt man dabei jedoch nichts. Kein Wunder, denn es kommt vom lateinischen „*hostia*“, und das bedeutet: „Schlachtopfer, Sühnopfer“. Dessen seit ältester Zeit erfolgte Anwendung auf Christus in seinem Kreuzestod und von daher dann auch auf die Eucharistie und das in ihr benutz-

² Allgemeine Einführung in das Messbuch, Nr. 284.

³ Ebd., Nr. 283.

⁴ Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche³, Bd. 1, 1326f: Azymen (Hervorhebung von uns).

⁵ Familienbuch, 146.

te und gewandelte Brot ist eines der griffigsten Zeichen für die feste Glaubens-tradition bezüglich des wahren Opfercharakters beider Geschehnisse.

Der Text von S. 149 im *Familienbuch* macht aus dem Gabengebet fälschlich ein Dankgebet, während es in Wirklichkeit ein Bittgebet ist. Dafür aber fehlt (ebd.) hinsichtlich des Anfangs des Hochgebetes (Präfation) die Erwähnung des Dank- und Lobpreismotivs – und damit fehlt die Begründung für die Bezeichnung der Feier als „Eucharistie“ (Danksagung).

Ein „Lied zum Sanctus“ (151) ist spätestens seit ca. 1970 überholt. Bis dahin sprach der Zelebrant bei einer Messe immer alle zu dieser gehörenden Texte auf Latein. Wurden dabei die lateinischen Gesangstexte nicht gesungen, konnten, während der Priester diese leise sprach, dazu jeweils Lieder, die inhaltlich dazu passten, in der Landessprache gesungen werden. Daher stammen die Formulierungen „Lied zum Gloria, zum Credo, zum Sanctus ...“ Seit wir aber landessprachlich singen, soll nicht mehr zum Gloria oder zum Sanctus gesungen werden, sondern es soll *das* Gloria und umso mehr *das* Sanctus gesungen werden, weil dieses Teil des Hochgebetes (in jeder seiner unterschiedlichen Fassungen) ist und darum an der Unveränderlichkeit einer jeden dieser Fassungen teilhat.

S. 152 heißt es: „Jesus hat ... das Vaterunser gebetet“. Denn: „Das steht so in der Bibel“, und wir sollten „genauso beten, wie Jesus das auch getan hat“. In Wirklichkeit steht das *so nicht* in der Bibel. Denn Jesus hat den Vaterunser-Text eingeleitet mit den Worten: „So sollt *ihr* beten ...“ (Mt 6, 9; Lk 11, 2). Es gibt darin auch zumindest einen Satz, den Jesus nicht beten *konnte*: „Vergib uns unsere Schuld.“ Denn als der ewige Sohn Gottes, der Mensch geworden ist, konnte er nicht sündigen. Zudem hat Jesus den Vater im Himmel *nie* als „*unser* Vater“ bezeichnet, sondern immer entweder als „mein Vater“ oder „euer Vater“. Damit hat er deutlich gemacht, dass seine Beziehung zu ihm eine ganz andere ist als die aller übrigen Menschen.

Das Schlussgebet der Messfeier als *Dankgebet*, wie es S. 156 dargestellt wird, wäre von der Sache her sicher denkbar. Faktisch ist es jedoch so, dass alle Texte, die vom Messbuch für das Schlussgebet angeboten werden, *Bittgebete* sind.

Unter den feststehenden Messgebeten und -gesängen wird S. 176 zwischen Kreuzzeichen und Schuldbekennnis das „Ehre sei dem Vater“ ausgedrückt. Dieses gehört jedoch nicht zu den feststehenden Messtexten, sondern kann

allenfalls als Teil eines frei zu wählenden Gesanges in die Messfeier mit hineingelangen.

Hinsichtlich der *Taufliturgie* enthalten die Erklärungen von S. 74 einige Ungenauigkeiten. Beim Taufakt wird kein Weihwasser, sondern Taufwasser verwendet – Ritus und Texte zur Herstellung von beiden sind unterschiedlich. Da jedoch für die Gültigkeit der Taufe weder das eine noch das andere erforderlich ist, sollte (im Hinblick auf die Nottaufe, die jeder mit normalem Wasser spenden kann) bei kurzen Erklärungen wie an dieser Stelle am besten einfach von *Wasser* gesprochen werden.

Beim Hereintragen der brennenden Osterkerze in die dunkle Kirche während der Osternacht wird nicht „Christus das Licht der Welt“ gesungen, sondern lediglich „Christus das Licht“.

Dass die Empfänger unmittelbar nach dem Taufakt „mit duftendem Öl gesalbt werden“, wäre schön und würde dem Sinn des Ritus entsprechen. Leider ist jedoch bei dem Öl, das dabei gemeinhin verwendet wird, von Duft nichts festzustellen. Traurig, aber wahr!

Zum liturgischen Jahreskreis (S. 165-175)

Gut finden wir in diesem Teil insbesondere den Abschnitt über „Maria, die Mutter Jesu“ (174). Hier findet sich dann auch eine treffende Aussage über den heiligen Josef: „Josef, Marias Mann, war für ihn (Jesus) wie ein Vater.“ Das darf wohl als Bekenntnis zur jungfräulichen Empfängnis Jesu verstanden werden – womit dieser Abschnitt wohl einem anderen Verfasser zuzuschreiben wäre als der von S. 163 im Band „Für das Leitungsteam“. Denn dort heißt es unter „Biografische Daten“ bezüglich der Person Jesus Christus ohne weiteren Kommentar: „Vater: Josef ...; Geschwister: Jakobus, Joses usw.“.

Auch an der erstgenannten Stelle passt der zitierte Satzteil nicht ganz richtig zu der vorhergehenden Aussage: „Wie alle Menschen hatte auch Jesus von Nazareth Eltern; seine Mutter hieß Maria“. Dann folgt der oben angeführte Satzteil über Josef. Nun kann „Eltern haben“ zweierlei bedeuten. Einmal: einen Erzeuger und eine Gebärende haben. In diesem Sinn gilt die Aussage ausnahmslos – abgesehen von Jesus, der keinen menschlichen Erzeuger hatte. Bei ihm kann „Eltern haben“ *nur* bedeuten: bei einer Frau und einem mit ihr fest verbundenen Mann aufwachsen zu dürfen. Eine solche Situation jedoch ist *nicht für alle Menschen* gegeben. Mithin passt der von uns bejahte Satz über Josef nicht

ganz zu seinem Kontext. Sollte er etwa eine nachträgliche Korrektur darstellen, die nicht konsequent in den Zusammenhang eingefügt wurde?

Den auf derselben Seite folgenden Abschnitt „Christkönig“ finden wir inhaltlich gut – doch sollte dabei nicht von einem *Fest* gesprochen werden, denn spätestens seit 1975 gilt der betreffende Tag nicht mehr als ein Fest, sondern als der „Christkönigssonntag“. Genauso verhält es sich mit dem früheren Dreifaltigkeitsfest, das in der liturgischen Jahreskreisdarstellung von S. 175 korrekt als „Dreifaltigkeitssonntag“ eingetragen ist.

Gut finden wir im Zusammenhang mit der Heiligen Nacht und Weihnachten die Aussage: „Gott macht Karriere – allerdings nach unten: hinein in die unscheinbare Situation in einem Stall ...“ Wir verstehen sie als Bekenntnis zur wahren Gottheit und wahren Menschheit Jesu Christi – wobei logischerweise auch seine ewige Präexistenz mitausgesagt ist.

Gut finden wir die Abschnitte über die *Karwoche* und *Ostern* (168f) sowie über *Pfingsten* und Geistesgaben heute (170f). Gut finden wir auch, dass auf S. 173 nicht nur über *Fronleichnam* geredet und dieses Wort zutreffend erklärt wird, sondern darunter, über die beiden Seiten 172f, auch eine Fronleichnamsprozession im Bild erscheint; ebenso, dass S. 165 vom *Tabernakel* die Rede ist. Beide Male steht dies auch im Zusammenhang mit spirituellen Impulsen. Zur Fronleichnamsprozession heißt es auch, damit würde ausgedrückt, „dass Jesus Christus uns nahe ist – auf unseren alltäglichen Wegen ...“ Aber wir vermissen das Wort von seiner wahren Gegenwart unter der Gestalt des Brotes und von der dem entsprechenden *eucharistischen Anbetung*.

Zur erwähnten optischen Darstellung des liturgischen Jahreskreises ist noch Folgendes anzumerken:

- Das Fest vom 25. März heißt inzwischen nicht mehr Mariä Verkündigung, sondern *Verkündigung des Herrn* und gilt damit als Herrenfest.
- Allerseelen (2. November) sollte in violetter, nicht in roter Farbe erscheinen.
- Viel wichtiger als der Eintrag „Silvester“ am 31. Dezember erscheint das nicht erwähnte *Hochfest der Gottesmutter Maria* am 1. Januar!

Von einem „Beginn des Kirchenjahres“ sollte besser nicht gesprochen und ein Termin dafür nicht angegeben werden. Wie im Lateinischen und in nahezu allen heutigen Sprachen sollten wir besser vom *liturgischen Jahr* als vom Kir-

chenjahr reden. Denn letztere Bezeichnung kann den falschen Eindruck erwecken, als habe die Kirche jemals die Absicht gehabt, ein eigenes „Jahr“ im Unterschied zum bürgerlichen Kalender zu schaffen. Die ersten Sammlungen von Textvorlagen für Gottesdienste folgten sehr wohl dem bürgerlichen Kalender und begannen demnach mit dem 1. Januar. Eine Änderung ist demgegenüber aus rein praktischen Gründen entstanden. Nach Einführung des Weihnachtsfestes im 4. Jahrhundert und der Einfügung von dessen Oktavtag einige Zeit später sah es verwunderlich aus, mit dem sekundären Termin am 1. Januar zu beginnen und Weihnachten als dessen Bezugspunkt erst am Ende des Buches anzuführen. Von daher entschloss man sich dazu, mit Weihnachten zu beginnen. Als dann im Übergang vom Altertum zum Mittelalter der Advent sich im Abendland verbreitete, kam er sehr wohl *zunächst ans Ende* der liturgischen Bücher zu stehen. Und nur weil das dann auf Dauer wiederum als unbefriedigend empfunden wurde, rückte die genannte Vorbereitungszeit schließlich vor das Fest, zu dem sie hinführen sollte.

Umkehr und Versöhnung

Ausgesprochen gut finden wir nahezu alles in dem so betitelten letzten Teil des Buches (182-191), mit einleitendem Brief an die Eltern (182f), Erklärung der „Feier der Versöhnung“ (184), Formulierung eines kindgerechten Reuegebetes (185), Impulsen zur Gewissenerforschung (186f), Ablauf der Beichte (188), Einladung zu weiterer Beichtpraxis (189), einem weiteren Impulstext für ein Reuegebet (190) und schließlich dem Gemälde von Marc Chagall, „Der verlorene Sohn“ (191).

Kritikpunkte haben wir demgegenüber einen kleinen, zwei mittlere und einen ganz großen.

Der Kleinere besteht in der Frage, ob ein Beichtgespräch so formalistisch anfangen und enden sollte, wie es vor Jahrzehnten allgemein üblich war und wie es S. 188 abgedruckt wird – glücklicherweise mit der Vorbemerkung, dass ein Beichtgespräch in dieser Weise ablaufen *könnte*.

Der erste von unseren beiden mittleren Kritikpunkten: Die inhaltlich sehr guten Fragen zur Gewissenerforschung (186f) werden alle in der Gegenwartsform ausgesprochen: „Nehme ich mich an ...? Bin ich ehrlich ...? Gebe ich mir Mühe ...?“ Damit werden Pönitenten dazu verleitet, sich ebenfalls im Präsens anzuklagen: „Ich bin oft unehrlich ..., undankbar ..., gebe mir keine oder zu

wenig Mühe ...“ Mit dieser Formulierung wird die Heranbildung einer früher häufigen Art von Pönitenten gefördert, bei deren Beichte der beteiligte Priester den Eindruck gewinnen musste, für die Betroffenen gelte das Sündigen eigentlich als erlaubt, es sei ihrer Meinung nach *lediglich* „meldepflichtig“. Die Selbstanklage in der Vergangenheitsform dagegen bedeutet: Ich habe das und das leider getan, ich will es aber in Zukunft nicht mehr tun (oder, bei lässlichen Sünden: ich will mir Mühe geben es nicht mehr oder nicht mehr so häufig zu tun) – und ein solcher Entschluss ist für die Vergebung erforderlich.

Unser zweiter mittlerer Kritikpunkt: Das Wort „Sündigen“ kommt in dem gesamten Kapitel nicht vor. Gewiss ist dessen Inhalt durch mehrfache Umschreibungen in den betreffenden Texten enthalten, vor allem etwa S. 184, wo gleich zweimal davon die Rede ist, dass wir meist in unserem Inneren „wissen ..., was gut und böse ist“. In einem solchen Kontext können dann auch Ausdrücke wie „etwas falsch machen“ oder „Fehler machen“ eine etwas „schamhafte“ Art darstellen, eigene Sünden anzuerkennen und zu bekennen. Aber das Wort „Sünde“ und „sündigen“, mit dem die Bibel und die gesamte christliche Überlieferung alle bewussten menschlichen Entscheidungen gegen den Willen Gottes benennen, sollte doch auf keinen Fall ganz ausgelassen werden.

Zuletzt unser großer Kritikpunkt: S. 188 links unten wird in farbigem Großdruck die *Lossprechungsformel* abgedruckt – leider jedoch *nur die zweite Hälfte* davon: d. h. jener Teil, der spätestens seit dem 13. Jahrhundert als alleinige Lossprechungsformel galt. Es ist die *deklarative* (erklärende) Form: „Ich spreche dich los von deinen Sünden ...“ In der ursprünglichen Tradition, bis etwa zur ersten Jahrtausendwende, war das anders gewesen. Damals wurden *optative* (wünschende) oder bittende Formeln verwendet. Bei der vom 2. Vatikanischen Konzil angeordneten und im Wesentlichen unter Papst Paul VI. durchgeführten Überarbeitung der liturgischen Bücher wurde von einem Teil der dazu berufenen Experten die Rückkehr zu einer optativen Formel verlangt, während andere dem widersprachen. Das Ergebnis war und ist bis heute ein *Kompromiss*: erst ein optativer Text: „Gott, der barmherzige Vater hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt ...“ Danach folgt unverändert die deklarative Formel, die vorher seit dem Spätmittelalter allein in Geltung war. Es ist unverständlich, dass die Autoren dieser Änderung keine Rechnung tragen und den *neu eingefügten Text ignorieren*, der in sehr schöner

Weise die Wirkung des Heiligen Geistes und die Mitwirkung der gesamten Kirche bei der Vergebung zum Ausdruck bringt.

Noch weitaus verwunderlicher erscheint es aber, dass dieselben Autoren statt dessen *selbst eine neue Formel* (indikativischer Art) erstellt haben und diese ohne jegliche Berechtigung und Befugnis als Alternative zu der eben von ihnen zitierten traditionellen Formel anbieten: „Oder der Priester sagt es mit anderen Worten: Gott vergibt dir deine Sünden ...“ (188, rechts oben). Gegen einen solchen Unfug ist entschieden Einspruch zu erheben.

Die große Entscheidung: wann und wie sie den Kindern vermitteln?

Mit der „großen Entscheidung“ meinen wir hier diejenige zwischen ewiger Seligkeit nach dem Tod, in Gott, und ewigem Unheil, in der Trennung von ihm. Dass diese Entscheidung von allen Menschen zu treffen ist, die zur vollen geistig-sittlichen Entscheidungsfähigkeit gelangt sind, besagen viele Stellen in den Evangelien und in den übrigen neutestamentlichen Schriften.

Zwei der entsprechenden Texte haben die Autoren des von uns untersuchten Erstkommunionkurses angeführt, sie dabei jedoch um den auf die negative Entscheidung bezogenen Textteil gekürzt. Dagegen müssen wir entschieden Einspruch erheben, denn dabei handelt es sich nicht um eine Nebenfrage, sondern um die zweitwichtigste aller Fragen, die an die Vertreter einer Religion zu stellen sind. Die erste lautet: Existiert eurer Lehre nach ein Schöpfergott, von dem alles außer ihm Existierende sein Dasein hat? Die zweite Frage dann: Was gewinne ich eurer Lehre nach, wenn ich diese Lehre annehme und befolge, und was verliere ich, wenn ich sie ablehne? Irreführung bezüglich dieses Fragenkomplexes bedeutet darum das höchstmögliche aller Betrugsvergehen.

Damit plädieren wir keineswegs für eine Rückkehr zu einer Katechese über Himmel und Hölle, wie sie bis etwa in die fünfziger Jahre hinein in Übung war: die jenseitigen „Orte“ plastisch und angsterregend ausmalend; vorwiegend an Kinder gerichtet und die Hölle für Kindersünden androhend. Vielmehr ist davon auszugehen, dass das „Feuer“ der Hölle ebenso wenig ein wirkliches Feuer ist, wie der Himmel ein wirklicher „Hochzeitssaal“. Hauptadressaten der Botschaft hinsichtlich dieser Themen sind *die Erwachsenen* – und soweit mit Kindern darüber geredet wird, sollten immer nur *Sünden von Erwachsenen* als Beispiele von schweren Sünden benannt werden, d. h. von Sünden, die die

Trennung von Gott in alle Ewigkeit bewirken, falls der Täter nicht vor dem Tod durch Reue und Umkehr Vergebung erlangt hat. Dabei muss für richtig informierte katholische Christen zur Umkehr der Entschluss gehören, die schwere Sünde, sofern möglich, im Bußsakrament zu bekennen. Voraussetzung dabei ist der feste Entschluss, in Zukunft nicht mehr schwer zu sündigen und darum schwer sündhafte Dauersituationen (etwa eine ehebrecherische Beziehung oder eine bisher geleistete Mitwirkung bei Menschenhandel oder bei Abtreibungen) zu beenden.

In jedem Erstkommunionkurs, so meinen wir, müssten die genannten Punkte auf jeden Fall *den Eltern* vermittelt werden – verbunden mit dem Hinweis, dass sie aus dieser Perspektive heraus bezüglich ihrer eigenen Person beurteilen müssen, ob sie bei der Feier die Kommunion empfangen dürfen oder nicht.

Als Beispiele von schweren Sünden von Erwachsenen wählt man bei der Unterrichtung von Kindern am besten Handlungen und Haltungen, die sie nicht so leicht etwa bei ihren eigenen Eltern wiederfinden können. Als solche eignen sich vorzüglich bekannte *biblische Beispiele*: Kindermord des Herodes; Ermordung Johannes des Täufers durch Herodes Antipas; Todesurteil des Pilatus gegen Jesus, trotz besserer Einsicht; Verleugnung des Petrus; die Dauerhaltung des Reichen, der nie mit dem Armen vor seiner Tür hat teilen wollen.

Wie intensiv eine dem Gesagten entsprechende Unterweisung *schon zur Zeit des dritten Schuljahrs* geschehen kann, darüber gehen die Ansichten von Pädagogen auseinander. Auf keinen Fall aber wäre das *vierte* Schuljahr ein zu früher Zeitpunkt dafür. Wo immer Seelsorger meinen, die Erstkommunikanten im Jahr danach noch einmal zu einem vertiefenden Kurs über das Bußsakrament und über die jenseitigen Auswirkungen von christlichem Lebensstil, Sünde, Buße und Bußsakrament versammeln zu können, kann es gewiss förderlich erscheinen, im Erstkommunionkurs nur kurz in diese Thematik einzuführen und das Übrige dem geplanten Aufbaukurs zuzuweisen.

Fazit

Angesichts der Aussagen des Buches, von denen wir festgestellt haben, dass sie unserer Überzeugung nach der verbindlichen katholischen Lehre widersprechen, können wir trotz der von uns positiv beurteilten Passagen ein negatives Gesamturteil aussprechen und vom Gebrauch des Werkes abraten.

Herausgegeben von:

ATK – Arbeitskreis Theologie und Katechese e. V.

Seidenweberstr. 3, D-40764 Langenfeld

Internet: www.atk-home.de

Juli 2014